

Predigt zu Joh.7, 37-39 am 16. Mai 2021
Exaudi

Pfr. i.R. Michael Kreitzscheck

Am letzten Tag des Festes, der der höchste war, trat Jesus auf und rief: „Wer durstig ist, der komme zu mir und trinke! Denn in den heiligen Schriften heißt es: ‚Wer an mich glaubt, von dessen Leib werden Ströme lebendigen Wassers fließen.‘“

Er sprach von der Geisteskraft, die alle, die an ihn glaubten, eines Tages ergreifen würde, jetzt aber nicht. Denn die Geisteskraft war noch fern und Jesus noch nicht, im Glanz unter den Himmeln, verherrlicht.

Liebe Schwestern und Brüder,
am Höhepunkt des Laubhüttenfestes, des jüdischen Erntedankfestes, sind die Priester unterwegs zum altherwürdigen Teich Siloah, um Wasser zu schöpfen und es in heiliger Prozession in den Tempel zu bringen.

„Gott, wir danken dir für das Wasser, das Leben hervorbringt! / Du Schöpfer alles Lebendigen; schenke uns auch künftig Wasser zum Leben!“, singen sie. Denn Wasser entscheidet in diesem trockenen Land über Wohl und Wehe, über Gedeih und Verderb von Menschen und Tieren.

Schier unübersehbar ist die Menge der Gläubigen, die ihnen zum Tempel folgt, vorbei an Schaulustigen, an Händlern und allerlei Marktschreiern.

Plötzlich dringt ein Rufen durch das Stimmengewirr ans Ohr der Pilgerinnen und Pilger:

„Wer durstig ist, der komme zu mir und trinke!“

Die Menschen stutzen.

„Ob da wohl jemand Wasser verkauft?“

Mancher schaut sich nach dem Rufer um. Ein Schluck Wasser, um die trockenen Kehle zu feuchten, wäre gut.

Aber: Der Mann hat ja gar kein Wasser!! Kein Krug, keine Flasche stehen ihm zu Füßen!

Enttäuscht wenden sich die Pilger ab.

Da ruft es wieder: „Denn in den Heiligen Schriften heißt es: Wer an mich glaubt, von dessen Leib werden Ströme lebendigen Wassers fließen.“

‚Ströme lebendigen Wassers‘ – welch ein Kontrast zur trockenen Hitze des Tages, zu Durst und Staub und Schweiß! ‚Ströme lebendigen Wassers‘ – davon können sie hier nur träumen. Die Menschen hören und riechen das Wasser in ihrer Phantasie. –

Ich bitte Sie, hier einen Moment zu verweilen, es in diesem Raum ganz still werden zu lassen und einmal auf das Plätschern des Brunnens im Eingangsbereich bei der St.Michaels-Ikone zu achten.

Stille

Jedes Mal, wenn ich mit Blickkontakt zu St.Michael vor diesem Brunnen stehe und vom lebendig sprudelnden Wasser fasziniert bin, habe ich das Gefühl: Alles wird gut.

Und wenn ich die Kirche verlasse, werde ich erneut gewahr, dass das Wasser in der Kirche nicht einfach nur so vor sich hin sprudelt, sondern das Kirchengebäude verlässt, sich also gleichsam in die große weite (Schwanberg-) Welt begibt. Dabei fließt es von einem Becken in ein anderes, gleichmäßig und sanft von oben nach unten. Keins der drei Becken hält das Wasser fest. Keins kann es halten.

Wenn ein Becken gefüllt ist, fließt es einfach über. Schließlich steigt es von unten nach oben in die Kirche hinauf und der Kreislauf beginnt erneut. Unaufhörlich, endlos.

Von solch einem Brunnen könnte man gut trinken, wenn es denn Trinkwasser wäre. Viel oder wenig, ganz nach Bedarf. Es wäre immer genug Wasser da. Niemand bräuchte zu fürchten, dass es versiegt, ehe der Durst gestillt ist. Jeder könnte eine Schale erreichen, große und kleine Menschen zugleich. Niemand bräuchte um Wasser zu kämpfen.

Man bräuchte sich auch nicht besonders anzustrengen, um von diesem Brunnen trinken zu können. Bräuchte nicht unbedingt ein Gefäß für das kostbare Nass oder ein Schöpfgerät. Die hohle Hand würde genügen.

„Wer durstig ist, der komme zu mir und trinke!“, ruft Jesus. Ohne Wasser sind die Menschen in Israel verloren. Darum haben sie wohl gespürt, dass hier eine Quelle gemeint ist, die mehr spendet als nur einen kühlen Schluck für eine trockene Kehle. Haben wohl geahnt, dass es um mehr geht als nur um den körperlichen Durst, um das Verlangen nach Flüssigkeit. Haben sich daran erinnert, dass ‚Durst‘ jede Art von Mangel bezeichnet, jedes ungestillte, starke und brennende Verlangen.

„Selig sind, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden!“ sagte Jesus einmal.

Der das offizielle Wasserspenderitual zelebrierende Tempelpriester dürfte allerdings wenig begeistert über den Auftritt Jesu gewesen sein.

Denn es ist schon ziemlich frech, sich hinzustellen inmitten eines jüdischen Rituals, das nicht nur Dank für und Bitte um Wasser zum Ausdruck bringt, sondern vor allem die Erwartung auf die Ausgießung des Heiligen Geistes am Ende der Zeit, sich da also hinzustellen und auszurufen, dass, wer an ihn glaube, nicht auf das Ende der Zeit warten müsse, um Gottes Geist, Gottes Kraft zu bekommen. Im Glauben an ihn lasse sich diese Lebenskraft bereits jetzt erfahren.

Und genau so ist es, wie Johannes in seinem Evangelium immer wieder betont.

Jesus will uns das geben, was wir am nötigsten brauchen; er lädt uns ein, unseren unstillbaren Durst nach Leben und Liebe, nach Sinn und Erfüllung bei ihm zu löschen.

Und so werden die Menschen auch damals gespürt haben: Da ist einer, der sich als Quelle anbietet, als Quelle, die gibt, was wir brauchen und was unser Leben heilt: Verbindung mit Gott, eine Verbindung, die erfahrbar und tragfähig ist.

Und das stelle ich mir nun ganz schlicht vor.

Bei Jesus fühlten sich die Menschen einfach wohl. Seine Gegenwart war nicht bedrängend, nicht ständig kritisierend, sie war angenehm wohltuend.

Von manchen Leuten sagt man, dass sie ein wandelnder Vorwurf seien, auch wenn sie nicht reden – einfach durch ihre Gegenwart. Ich glaube, dass Jesus so etwas wie eine wandelnde Anerkennung und Ermunterung war, so dass sich die Menschen spontan zu ihm hingezogen fühlten und sich ihm öffnen konnten. Sie brauchten keine Angst zu haben, abgekanzelt oder in irgendeine Werte- und Zeugnisskala eingestuft zu werden. Sie wurden von ihm angenommen.

Akzeptiert zu werden ist eine Erfahrung, ohne die wir nicht leben können. Wir möchten ja alle etwas sein, anderen etwas bedeuten, möchten uns wohl fühlen in uns selbst, möchten heil sein, nicht zerfallen, nicht ein Zerrbild dessen, was wir eigentlich sein könnten. Jesus geht mit Menschen um, als wären sie heil, als seien sie befreit und erlöst. In seiner Gegenwart verschwindet all der Druck vernichtender Urteile. In seiner Gegenwart sind die Menschen Gottes Ebenbilder, unendlich viel wert. Da fühlen sie sich befreit und erneuert.

Aber wir heute können ja Jesus nicht mehr erleben wie einen Menschen unter uns. Auch wenn wir von Jesus oft so reden, als sei er da – was er seinen Jüngern und Jüngerinnen ja auch versprochen hatte, damals, kurz vor Pfingsten, bevor er zu Gott zurückkehrte – müssen wir doch zugeben, dass er uns entzogen ist. „Er ist zur Rechten Gottes“, heißt es. Aber was hilft uns das schon, wenn wir eine Quelle brauchen, zu der wir einen erkennbaren Zutritt haben? Wie will man denn sonst trinken? Wie können wir denn heute die Gegenwart dessen finden, der so wohltuend und befreiend ist?

Ich denke, indem wir Menschen begegnen, die ähnlich wohltuend und befreiend sind, die nicht von unseren Defiziten ausgehen, sondern von unseren Möglichkeiten und Begabungen, so dass wir über uns hinauswachsen, Menschen, die uns unvoreingenommen begegnen, denen wir wichtig sind und etwas bedeuten, Menschen, die uns auf diese Weise gleichsam segnen, das heißt: zum seelischen Wachstum verhelfen.

Oder sehr viel einfacher: Da empfängt mich jemand, wenn ich abgekämpft nach Hause komme, nimmt mich in den Arm, streicht über mein Haar, stellt mir ein Bier hin. Das ist leibhaftiges Handeln ohne viel Worte.

Oder: Da debattiert eine Gruppe grundlegende Probleme unserer Gesellschaft, redet sich die Köpfe heiß und schöpft daraus die Kraft, in aller Öffentlichkeit einen mutigen Schritt zu tun.

So gründete z.B. Zarah Bruhn noch als BWL-Studentin zusammen mit einem Freund 2016 das gemeinnützige Arbeitsvermittlungs-Startup „Social Bee“, um die nachhaltige Integration vor allem von geflüchteten Menschen, aber auch von Menschen mit Behinderung und anderen benachteiligten Menschen in den ersten Arbeitsmarkt zu ermöglichen.

Die Coronakrise stellt das Sozialunternehmen allerdings vor gewaltige Probleme. Zarah Bruhn nutzt die Zeit für eine Neuaufstellung und erwartet von der nächsten Regierung bessere Rahmenbedingungen für ihre Branche.

Wohltuend und befreiend, nicht von unseren Defiziten ausgehend, sondern von unseren Möglichkeiten und Begabungen sind auch Menschen, die einfach zuhören können, so zuhören,

dass sich der Wirrwarr der Gefühle klärt. Michael Ende beschreibt das in seinem Märchen-Roman „Momo“ so:

„Was die kleine Momo konnte wie kein anderer, das war: Zuhören. Das ist doch nichts Besonderes, wird nun vielleicht mancher Leser sagen, zuhören kann doch jeder. Aber das ist ein Irrtum. Wirklich zuhören können nur ganz wenige Menschen. Und so wie Momo sich aufs Zuhören verstand, war es ganz und gar einmalig. Momo konnte so zuhören, dass dummen Leuten plötzlich gescheite Gedanken kamen. Nicht etwa, weil sie etwas sagte oder fragte, was den anderen auf solche Gedanken brachte, nein, sie saß nur da und hörte einfach zu, mit aller Aufmerksamkeit und aller Anteilnahme. Dabei schaute sie den anderen mit ihren großen, dunklen Augen an, und der Betreffende fühlte, wie in ihm auf einmal Gedanken auftauchten, von denen er nie geahnt hatte, dass sie in ihm steckten. Sie konnte so zuhören, dass ratlose oder unentschlossene Leute auf einmal ganz genau wussten, was sie wollten. Oder dass Schüchterne sich frei und mutig fühlten. Oder dass Unglückliche und Bedrückte zuversichtlich und froh wurden. Und wenn jemand meinte, sein Leben sei ganz verfehlt und bedeutungslos und er selbst nur irgendeiner unter Millionen, einer, auf den es überhaupt nicht ankommt und der ebenso schnell ersetzt werden kann wie ein kaputter Topf – und er ging hin und erzählte alles das der kleinen Momo, dann wurde ihm, noch während er redete, auf geheimnisvolle Weise klar, dass er sich gründlich irrte, dass es ihn, genauso wie er war, unter allen Menschen nur ein einziges Mal gab und dass er deshalb auf seine besondere Weise für die Welt wichtig war. So konnte Momo zuhören.“

Liebe Schwestern und Brüder, zum Schluss möchte ich auf einen inneren Zusammenhang unseres Textes hinweisen: Der durstig Trinkende wird selbst zum Brunnen. Geben und Nehmen gehören zusammen und bilden einen lebendigen, schwingenden Rhythmus.

Das Wasser des Lebens gewinnt immer neue, überraschende Gestalt und bleibt sich doch ewig gleich.

Dafür ist Conrad Ferdinand Meyers Gedicht vom römischen Brunnen ein wunderschönes Bild:

*„Auf steigt der Strahl, und fallend gießt er voll der Marmorschale Rund,
die, sich verschleiernd, überfließt in einer zweiten Schale Grund;
die zweite gibt, sie wird zu reich, der dritten wallend ihre Flut,
und jede nimmt und gibt zugleich und strömt und ruht.“*

Amen.